



„Ich bin eher *Musiker* als *Sänger*“

Herr Jaroussky, von allen Countertenören hatten Sie stets die vielleicht zarteste, fragilste, weichste Stimme. Gefällt Ihnen das?

Unbedingt. Zartheit und Fragilität können eine Qualität sein, allerdings auch eine Grenze oder sogar Gefahr. Und gerade darin liegt wahrscheinlich das Gute! Ich kämpfe seit 20 Jahren darum, meiner Stimme noch mehr Farben zu verleihen. Gelobt wird man dann trotzdem immer für dieselben Farben, die man immer schon hatte und für die man bekannt geworden ist. Das ist auch der Grund dafür, weshalb ich immer noch einen Lehrer brauche. Es geht darum, der Stimme mehr Körper zu geben. Festigkeit hat sie – für meinen Geschmack – genug.

Sie haben immer noch einen Lehrer?

Um mich weiterzuentwickeln. Man muss bedenken, dass ich erst mit 18 angefangen habe zu singen. Viele meiner Kollegen und Freunde, zum Beispiel Max Emanuel Cencic oder Bejun Mehta, waren dagegen schon als

Kinder berühmt. Ich bin eher Musiker als Sänger. Ich war niemals ein sehr physischer Künstler, sondern immer ein bisschen intellektuell. Eines aber ist völlig klar: Wäre ich so fragil wie es dem Publikum erscheint, dann wäre ich schon längst weg vom Fenster.

Welche Farben sind es, an denen Sie arbeiten?

Klare Farben. Es kommt vor allem darauf an, dass die Seele, wenn ich so sagen darf: die Farben „stützt“. Es gibt nämlich eine Ehrlichkeit – und folglich auch eine Unehrlichkeit – der Farben. Letztere muss man vermeiden. Dafür sind Leichtigkeit und besonders Klarheit die Eigenschaften, die ich mir wünsche. Ich möchte eigentlich immer, wahrscheinlich weil ich es nie war, fast wie ein Knabensopran sein. Ich glaube nämlich, dass ich singe wie ein erwachsenes Kind. Und ich finde, ich bin auch sogar noch ein bisschen knabenhaft. Wissen Sie, was ich meine?

Durchaus. Wie kriegen Sie das hin?

Vor allem wohl, indem ich, gesteh's ich nur, eine größere Stimme vorzu-

Philippe Jaroussky ist nicht erst seit der Eröffnung der Elbphilharmonie der wohl bekannteste Countertenor der Gegenwart. Im Interview spricht er über den näher kommenden Abschied vom Singen – und warum Countertenöre immer noch Außenseiter sind.

Von Kai Luehrs-Kaiser

täuschen versuche als ich wirklich habe – und mich entsprechend in die Brust werfe. Meine Stimme ist etwas kleiner als etwa die von Bejun Mehta oder David Daniels. Fragilität, die Eigenschaft, nach der Sie fragen, berührt mehr – mich jedenfalls – als jeder vokalvirtuose Kraftakt. Sie zeigt mehr innere Stärke.

Wie bewahren Sie sich Ihr knabenhaftes Timbre?

Gute Frage, da ich als Knabe kaum gesungen habe. Auf dem Konservatorium habe ich Violine gespielt. Trotzdem bin ich überzeugt, dass das Geheimnis eines Counter-tenors darin besteht, den Kontakt zur Kindheit nicht zu verlieren. Die Antwort wäre also: Ich bin unreif im Kopf, wenn ich singe.

Wurden Sie von Ihrer Lehrerin auch so behandelt?

Nicole Fallien, inzwischen 82 Jahre alt, ist tatsächlich seit 24 Jahren meine Lehrerin. Wir haben bald Silberne Hochzeit. Sie hat als Sängerin bei Elisabeth Grümmer gelernt. Mich hat sie vermutlich eher als Mezzo-Sopran angesehen und auch behandelt. Im Grunde genommen fast so, als sei ich eine Frau. Einen guten Lehrer zu finden, gehört für Sänger zu den schwierigsten Aufgaben überhaupt. Nicole Fallien und ich verbringen viel Zeit miteinander. Ich glaube, dass man als Schüler viel Zeit in den eigenen Lehrer investieren muss.

Wenn man mit Ihnen über bestimmte, mögliche Rollen für die Zukunft spricht, ist Ihre häufigste Antwort: „Zu hoch!“ „Zu tief!“ „Falsche Tessitura!“ War es so schwer, angemessene Rollen für Sie zu finden?

Ja. Das ist der Grund dafür, dass ich so wenig Oper gesungen habe. Die Rollen waren meistens entweder zu hoch oder zu tief. Ich bin deswegen fast nie zu Mozart gekommen. Farnace im „Mitridate“ ist zu tief für mich,

außerdem zu dramatisch. Sesto im „Titus“ und Cecilio in „Lucio Silla“ liegen zu hoch. Das war auch die Ursache dafür, weshalb Rinaldo eine so große Sache für mich war. Ich wollte ihn einmal im Leben auf der Bühne singen. Ob ich es noch ein zweites Mal tun werde, weiß ich nicht. Meine häufigste Rolle war Ruggerio in „Alcina“. Außerdem Orfeo von Gluck.

Welches war Ihre beste Opernerfahrung überhaupt?

Ich habe nur eine einzige, wirklich gute und zugleich durchbruchhafte Opernerfahrung gemacht. Das war bei

„Peter Sellars war der Erste, der mich als Sänger auf der Bühne so nahm wie ich bin“

dem Regisseur Peter Sellars und der Oper „Only The Sound Remains“ von Kaija Saariaho, in Amsterdam. Sellars war der Erste, der mich als Sänger auf der Bühne so nahm wie ich bin, ohne mich ändern zu wollen. Ich spürte geradezu Liebe und Zuneigung dabei. Sehr befreiend. Und eine große Überraschung. Auf der Bühne ist schließlich alles eine Frage des Vertrauens und der Freude am Auftritt. Sellars hat nicht versucht, eine Opernstimme aus mir herauszupressen. Das Schwierige besteht übrigens immer darin, dass alles Wesentliche bei uns Sängern vor den Augen der Öffentlichkeit geschieht.

Auf Ihrem neuen Album „La Vanità del Mondo“ singen Sie Oratorien-Arien aus der Zeit der Opern-Prohibition in Rom. Ist das – in Anlehnung an ein ähnliches Album von Cecilia Bartoli – sozusagen Ihr „Opera proibita“-Projekt?

Genau so ist es. Deswegen ist auch Händels „Lascia la spina“ mit drauf. Nach 20 Jahren wurde das auch mal Zeit. Die Komponisten des Barock

haben, wie ich finde, für Oratorien oftmals ihr Bestes gegeben. Es gibt weniger Zwang zu abenteuerlichen Koloraturen. Es klingt weniger akrobatisch und weniger absurd. Ich könnte noch fünf weitere Alben mit diesem Repertoire aufnehmen, es gibt genug davon. Einiges, zum Beispiel von Pietro Torri, habe ich durch dieses Album überhaupt erst entdeckt. Wir Counter-tenöre haben uns in den letzten Jahren zu sehr auf das neapolitanische Repertoire konzentriert, glaube ich. Das kann ermüdend sein, auch aufgrund der immer selben Harmonien. Es gibt da jedes Mal wieder eine Sturm-Arie und eine Trompeten-Arie. Rom klingt anders.

Ist Ihr Album vielleicht sogar ein Tribut an Cecilia Bartoli persönlich – denn Sie war eines Ihrer Vorbilder?

Ganz genau. Ohne Cecilia Bartoli gäbe es viele CDs von mir überhaupt nicht. Sie hat die Konzeptalbum-Idee in die Klassik eingebracht, dafür können ihr alle meine Kollegen und ich dankbar sein. Meine liebste CD von ihr ist übrigens das Gluck-Album. Sie selber ist erfreulich neugierig und weiß genau, was die Kollegen tun oder lassen. Sie war immer eine echte Inspiration für mich, und der Auftritt gemeinsam mit ihr – 2019 in „Alcina“ – war vielleicht das größte Glück, das ich jemals auf einer Bühne erlebt habe.

Wie würden Sie einem Laien den Unterschied zwischen Händel auf der einen Seite und all den kleinen Caldaras, Bononcinis, Marcellos and Hasses andererseits erklären?

Händel war gewiss ein Genius. Der Rest fiel zwar nicht ihm direkt, aber der Ungerechtigkeit der Geschichte zum Opfer. Alessandro Scarlatti etwa war für die Entwicklung der Oper im 18. Jahrhundert von entscheidender Wichtigkeit und Bedeutung. Jede Seite bei ihm hat ihren Wert. Man kennt ein bisschen davon! Händel hat ihn be-

siegt, eben weil er weniger modern war für seine Zeit. Denn dass ist meine Auffassung: Händel war zwar rückblickend der erfolgreichste, aber keineswegs der innovativste Komponist seiner Zeit.

„La Vanità del Mondo“ meint die Eitelkeit der Welt – eine negativ besetzte Sache. Im heutigen Kapitalismus ist Eitelkeit eher positiv konnotiert. Was wäre, in Ihren Augen, ein heutiges, negatives Beispiel der Vanitas?

Die Hybris, so würde ich antworten, mit der wir uns selbst täglich überhöhen, uns gottähnlich machen und den Tod verdrängen. Ich gehöre der letzten Generation an, die das Leben ohne Social Media noch kennengelernt hat. Ich halte die sozialen Medien, ehrlich gesagt, hauptsächlich für Mittel der neuen, populistischen Propaganda, für ein Medium von scheinbarer Freiheit und Pseudo-Liberalität. Wir denken, dass wir auswählen, und werden ausgewählt. Soziale Medien sind eine Droge, die dem Ego schmeichelt. Nicht gut.

Sie blicken, wie Sie gesagt haben, auf eine 20-jährige Sänger-Karriere zurück. Wie viele Alben als Sänger haben Sie noch vor?

Dies ist eines der letzten. Ich möchte danach noch älteres englisches Repertoire aufnehmen, etwa von Dowland, Purcell und anderen. Und bevor ich aufhöre, auf jeden Fall Bach. Ich will mehr dirigieren und werde mich schrittweise vom Singen zurückziehen. Mit dem Kastraten-Repertoire im engeren Sinne ist es jetzt eigentlich schon vorbei. Genauso ist es mit Sesto Pompeo in „Giulio Cesare“. Er war zuletzt schon ein bisschen zu hoch für mich. Nebenbei gesagt, dirigiere ich in Wirklichkeit schon seit 15 Jahren. Nach einem Konzert schrieb einmal ein Kritiker: „Das Ensemble Artaserse ist besser als er.“ Da war ich glücklich.

In diesem Jahr, gleichsam kurz vor Ende Ihrer Gesangskarriere, geben Sie Ihr Sänger-Debüt bei den Berliner Philharmonikern. Warum so spät?

Die Berliner Philharmoniker hatten, wie ich zugeben muss, schon früher einige Male angefragt. Doch das richtige Repertoire zu finden, ist auch in diesem Fall nicht so leicht. Der Dirigent Jean-Christophe Spinosi gab dann den Ausschlag. Übrigens wurde ich auch an die Pariser Oper erst vor drei Jahren erstmals eingeladen. Ein bisschen was bewirkt hat sicherlich der mediale Auftrieb bei der Eröffnung der Elbphilharmonie, wo ich aufgetreten bin.



Daraus folgt, Sie haben – als einer der wichtigsten Sänger Ihres Fachs überhaupt – noch niemals mit etlichen der wichtigsten Orchester weltweit zusammengearbeitet?

Ja. Noch nie mit den Wiener Philharmonikern. Noch mit keinem Orchester der amerikanischen „Big Five“. Einige Revolutionen – auf dem Gebiet der Countertenöre – stehen noch aus, könnte man sagen. Die Pariser Orchester immerhin habe ich immerhin alle durch.

Sind Countertenöre noch immer Außenseiter?

Gewiss sind sie es. Und ich, wie ich sehr wohl weiß, habe noch Glück gehabt. Countertenöre werden kaum je für Galas oder große Eröffnungen eingeladen – die Elbphilharmonie war eine Ausnahme. Einige von uns Sängern sind zwar bekannt. Dass unser Repertoire etwas wert ist, das müssen wir immer noch beweisen.

Früher gab es bei Countertenören immer einen gewissen Freakshow-Effekt. Vorbei?

Ich kämpfe noch immer dagegen. Das Raunen im Publikum, nachdem der erste hohe Ton erklungen ist, kennt immer noch fast jeder meiner Kollegen. Heute ist das kein Schock-Erlebnis mehr. Was ich stattdessen erlebe, ist ein gewisser Sympathiebonus, ein Entgegenkommen des Publikums. Wenn ich ganz ehrlich sein soll: Wir Countertenöre kriegen auch an schwachen Tagen die volle Liebesration.

Was daran liegen dürfte, dass man Sie nicht nur als Sänger wahrnimmt?

Genau. Männer, die so hoch singen wie eine Frau, erwecken den Eindruck von Mut und Verletzlichkeit zugleich. Wir haben das ja schon vorhin angedeutet. Es rührt. Ich merke nach Vorstellungen immer wieder: Das Publikum will mich beschützen. Es kommen Menschen zu mir und sagen mir mit warmherzigem Ton: „Pass auf dich auf!“

Nach Ihren Konzerten wird es vermutlich meist recht spät. Wann kommen Sie überhaupt ins Bett?

Fast nie vor drei Uhr morgens. Dabei muss man in diesem Beruf immerfort vorsichtig sein und auf die Stimme achten. Es ist echter Stress, der einen krank machen kann. Ich versuche mir immer einzureden, dass eine Absage, wenn ich wirklich einmal krank bin, nicht das Ende der Welt bedeuten würde. Aber ich muss einräumen: Ich singe, wie viele Sänger, lieber ein Konzert, mit dem ich unzufrieden bin – als gar kein Konzert. Da haben Sie das Dilemma aller Sänger auf einen Blick.

Wie oft haben Sie in Ihrem Leben eine Aufführung abgesagt?

Fast nie. Man muss sich immer vor Augen führen, dass man auch mit 65 Prozent der Stimme notfalls auskommen kann. Die Aufgabe besteht dann nur darin, nicht danach krank zu werden, da man sich ja doch überlastet hat. Auch das, um ehrlich zu sein, ist mir nur selten passiert. Ich bin ein guter Junge.

Wie sieht, in einem Wort, Ihr Leben aus?

Ich versuche mit allen Mitteln, das Leben eines normalen Mannes in meinem Alter zu führen. Also: Ausgehen mit Menschen, die keine Musiker sind. Die Leute danach aussuchen, dass sie nicht wegen meines Berufes oder gar als Bewunderer mit mir zusammen sind. Mit Menschen Kontakt haben, denen ich einfach ein guter Freund sein kann.

Wenn Sie heute auf der Bühne stehen, wirken Sie – leicht graumeliert – auch ein bisschen wie eine Countertenor-Version von George Clooney. Gute Sache?

Klar doch. Allerdings fühlen sich die einen eher an George Clooney, die anderen an Mr. Bean erinnert. Ich wünschte, ich hätte noch mehr graues Haar, so wie Simon Rattle. Dann wäre ich nicht mehr so „dazwischen“. Und Mr. Bean wäre ich endlich los. ■

Aktuelle CD

Philippe Jaroussky – La Vanita del Mondo. Yannis Francois, Ensemble Artaserse (2020); Erato/Warner
Rezension in FF 2/21

